

Georg Christoph Tholen

Der Zeitverlust der Wiederholung (1993)¹

Die Zeit entsteht mit der Unlust. (Novalis)

So lange währte ihre Umarmung, daß die Liebe an ihnen verzweifelte.
(Celan)

Psychoanalyse ist so unbeständig wie ihr Gegenstand. Zwischenzeitlich verlor sie sich und die umwegige Spur des Verlustes, die das Unbewußte - bahnbrechend - auszeichnet. Der Haltlosigkeit des Wunsches, das verloren geglaubte Objekt als ein immer schon vorwegnehmbares wiederzufinden, entsprach die Fragwürdigkeit der theoretischen Ansätze, die trotz der Freud'schen Entdeckung innerhalb der Philosophie wie der Psychoanalyse vergeblich versuchten, Halt zu suchen bei einer vorgegebenen ‚Identität‘, mag diese das ‚Ich‘, das ‚Selbst‘, die ‚Lebenswelt‘ oder gar die (gereifte) ‚Persönlichkeit‘ genannt werden. Schon zu Lebzeiten Freuds wurde allzu schnell die gerade eröffnete Kränkung der Eigenliebe zugunsten der Vorliebe zum Eigenen, Unentfremdeten zurückgenommen. Freilich läßt sich diese in der fast hundertjährigen Theoriegeschichte der Psychoanalyse von Beginn an wirksame Sucht nach Abschlüssen erst nachträglich verorten, in einer Wiederaufnahme Freuds, die vom Verlust – jedweden – Originals ihren Ausgang nimmt. Die eigentümlich zweizeitige Figur der ursprungslosen Nachträglichkeit und die einer stets von sich selbst verschiedenen Wiederholung sind es, die nicht nur dem Gegenstand der Psychoanalyse innewohnen, sondern auch den Stil einer behutsamen Rückwendung zu Freud markieren, welche von der systembegierigen Hast Abstand nimmt.

Die Theorie des Unbewußten ist keine Verschuß-Sache: Die Einschnitte, die sie (sich) vornimmt, wiederholen die Zäsuren, die ihr ihr Gegenstand vorgibt. Doch dieser epistemologisch seltsame Schnitt, ohne den das Denken und die Sache des Unbewußten zusammenfallen würden, widersteht als ortloser Entzug seiner Identifizierung und bleibt gleichwohl als das Grund-Gesetz der zeitlichen und topischen Differenz zu bestimmen. Von diesem unmöglichen Rendez-vous, das sich selbst verfehlt, soll in den folgenden Abschnitten die Rede sein. Denn es ist gerade das Auftauchen und Verschwinden, die seltsame Alternanz von ‚Fort‘ und ‚Da‘, ohne welches das Unbewußte zur metaphysischen Substanz verklärt oder zum Fehltritt im Verlauf einer gesunden Ich-Entwicklung verharmlost würde. Tempus und Topik des Unbewußten werden also notwendig verfehlt, wenn dieses in einem Homogenität und Dauer erheischenden Schema erfaßt werden und dieses Schema selbst Beständigkeit beanspruchen soll.

Daß aber und wie folgenreich eben solch einem Schema bzw. Schematismus in der Theoriegeschichte der Psychoanalyse Folge geleistet wurde, wies Samuel Weber² pointiert an der Analyse der imaginären Gestalt(ung) des Narzißmus nach, d.h. daran, wie das beobachtete Phänomen, daß das Ich in der Wahrnehmung der es selbst aufspaltenden Geschlechterdifferenz

¹ erschienen in: RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse, Zürich 1993, S. 33-50.

² Vgl. Samuel Weber, Freud-Legende. Vier Studien zum psychoanalytischen Denken, 2.Auflage, Wien, 1989 (Passagen), bes. S. 3–66.

aus den Fugen gerät und zugleich seine dauerhafte Einheit zusammenzuhalten bestrebt ist, noch in seiner theoretischen Modellierung sich fortpflanzte. Adler und Jung sind die zwei hier prototypisch zu nennenden und nur scheinbar entgegengesetzten Pole des Abfalls von der metapsychologischen Entdeckungsreise. Denn darin gleicht der bereits von Freud monierte Adler'sche Ursprungspseudos eines immer schon vorausgesetzten Ich's dem Jung'schen Archetypus, daß beide Standpunkte vor der unvordenklichen und uneinholbaren Kluft der in sich haltlosen, d.h. fort – bestehenden Geschlechterdifferenz Halt machen und von dieser nichts wissen wollen. Doch das nicht statthabende Geschlechtsverhältnis kann weder ich-gerecht stillgestellt noch ich-los in religiöser oder mythischer Urverschmelzung gestillt werden: Ursprung und Rückkehr des „Ich“ bleiben ein (frommer) Wunsch.

Das Unbewußte ist kein Abstand zwischen polaren Gegensätzen (wie bewußt / nicht-bewußt oder ich-schwach/ich-stark), sondern prozessiert als eröffnende Distanz zwischen Eigenem und Fremdem. Nie bei sich gewesen, bleibt das Ich verwiesen auf den Anderen, ohne den es nicht Platz nehmen könnte. Die Umschreibung bzw. Umschrift dieser Lücke als psychische Realität *sui generis* schreibt sich mehrfach und mehrfältig in der Theoriebildung Freuds fort – als nie gelingende Überschneidung von Begriff und Sache. So ist das von der ersten zur zweiten Topik von Freud stets mitübernommene und von ihm selbst als rätselhaftes ‚X‘ bezeichnete Unbekannte keine erkenntnistheoretische Crux seiner Metapsychologie, sondern eine buchstäbliche Insistenz der in sich differenten Zeichen des Unbewußten. Von der Traumdeutung bis zum Jenseits des Lustprinzips, von der Psychopathologie des Alltagslebens bis zur Ichspaltung im Abwehrvorgang schreiben sich in der Theoriebildung die erwähnten Brüche fort. Die von Freud angenommene Überkreuzung von Primär- und Sekundärprozeß verbliebe – linear interpretiert und so belassen – im vorgegebenen Schema einer Chronopräsenz, da das Modell einer strikten Abfolge in der Zeit zu der Aporie führt, das Primäre dem Sekundären definitionsgemäß vorhergehen lassen zu müssen. Diese Metaphysik der Präsenz ist dem Schema von Linie oder Kreis eingeschrieben. Es privilegiert das zeitlose Gesetz der Zeit, in der alles immer schon geschehe. Und doch setzt es das, was es begründen soll – die Zeit – bereits voraus. Die chiasmatische Überkreuzung, von der die Freudschen Konjekturen sich nicht loslösen lassen, durchkreuzt dieses Schema und wird lesbar nur ohne apriorische Form der Vorstellung von Zeitlichkeit, d.h. als ihr unförmlicher, unzeitgemäßer Entzug, der die angebliche Beständigkeit der Zeit als imaginären Kurzschluß entziffert.

Ihre Zeit ist vielmehr die des ‚Unterdes‘ (S. Weber), die sich in den unzweifelhaft antinomisch erscheinenden Formulierungen Freuds wie in Momentschnitten artikuliert, etwa wenn er im Jenseits des Lustprinzips in wiederholten Ansätzen beschreibt, daß die Wiederholung eines unlustvollen Ereignisses lustvoll sei, also im Dienste des Lustprinzips stehe und doch als sein Gegenteil – nicht aber als *sein* Gegenteil – aufzufassen sei. Wir werden an einigen Steppunkten der psychoanalytischen Theorie nachzeichnen, wie dieses ‚Gegenteil des Lustprinzips‘, also das ‚Jenseits‘ des Lustprinzips, als das psychisch Reale der Wiederholung lesbar wird, gerade weil diese – wunschgemäß – auf eine primäre und doch abwesende Lust gerichtet ist. Die Wiederholung ist die vom Wunsch (nach Befriedigung) sich distanzierende Artikulation, welche erst die ersehnten Dinge an- und abwesend werden läßt: Ek-sistierende Muttersprache, die als solche nicht zu haben ist. Denn als zugleich verbotene und verbietende unterbricht sie den Wunsch der Verschmelzung mit ihr (Übereinstimmung vom Subjekt der Aussage mit dem des Aussagens, Koinzidenz von Signifikant und Signifikat), den sie selbst doch freigibt.

Dieses Fort-Da-Spiel ist in der zeitgenössischen Philosophie, Psychoanalyse und Naturwissenschaft zum grundlagentheoretisch zugespitzten Rätsel avanciert. Nicht von ungefähr

und abermals in seltsamer Korrespondenz mit dem Gegenstand: mathematische, quantenmechanische und astrophysikalische Schleifen und Attraktoren werden zu unvorhersehbaren Bifurkationen, die das Schema von Ordnung contra Chaos verabschieden und unmöglich ein Ende finden. Ihre theoretischen Entwürfe umkreisen die Intermitenz der Zeichen, dank derer Ursprungslogik und Kausalmechanik versagen. Solch Unzeit-gemäßes³ Denken betont das Beginnen als Wiederbeginnen und zäsuriert das Unvordenkliche der Vergangenheit wie das Unvorhersehbare der Zukunft. Es verabschiedet sich von – teleologisch oder theologisch – verbürgter Geschichtsphilosophie. Der Faden, der das ‚Prae‘ eines Gestern mit dem ‚Post‘ eines Morgen unauflöslich und nicht selten heilsversprechend verband, ist gerissen. Er wird entzifferbar als phantasmatisches Immer-schon-übersprungen-Haben der Kluft des Zeitlichen. Das Denken des Endlichen ist endlich und vielleicht gerade auch mit der Psychoanalyse endlich möglich: „Das ‚Ende‘ wird damit als Unvollendetheit zu verstehen sein – und die Unvollendetheit ihrerseits im aktiven Sinne eines Beginns, eines Engagements, einer Bahnung. Diese Aktivität hat nicht ‚eine Zukunft‘, sondern ist das dem Denken (oder der Erfahrung) immer unmittelbar Zukünftige. Das Zukünftige hat für den Analytiker keinen Ort, was nicht heißen soll, daß es für die Psychoanalyse kein Morgen gibt, sondern daß das Zukünftige keine Orte hat. Die Unvollendetheit ist wesensmäßig Ver-Ortung.“⁴

Für die Psychoanalyse gilt der end-lose Aufschub in besonderem Maße und in mehrfältiger Hinsicht: das Gesetz der zwiefältigen Wiederholung und Nachträglichkeit umfaßt das Wechselspiel von Technik, Theorie und Geschichte. In der Genese des Menschen als Sprechwesen verzweigen sich von vornherein dia-chrone Effekte: Die Lösung der mit der Prämaturation vorgegebenen Diskordanz der verspäteten nervlichen und motorischen Koordination bedeutet immer und je verschieden: imaginäre Antizipation. Der Mensch ist gleichsam zu früh überrascht im Prozeß seines „narzißtischen Zusammenleimens“ (J. Lacan). Und gerade auch die fortbestehende Annahme seiner ursprünglichen Zerrissenheit, die im durchaus komplexen Fort-Da-Spiel des Wegstoßens von Objekten sich wiederholt, verspricht sich im selben Vollzug Verstümmelung und Heilung. Weiterhin kann jedes Tribschicksal übersetzt werden als Wiederherstellungsbemühung des Ich, die zum Beispiel in der Hysterie als repetitive Reproduktion eben dieser verdrängten Bemühung sich ausspricht. Und ebenso prototypisch gilt dieser vergebliche Aufschub der Affektverschiebung für das Symptom des Zwangs. „Das Schicksal des Zwangsneurotikers übersetzt das Wiederherstellungsbemühen des Ich in eine Tantalussuche nach dem Gefühl der Einheit.“⁵

³ Vgl. u.a. Werner Hamacher, DES CONTREES DES TEMPS, und Hans-Dieter Bahr, Zur Unzeit des Gastes, beide in: G.C. Tholen/ M.O.Scholl (Hrsg.), Zeit-Zeichen. Aufschübe und Interferenzen zwischen Endzeit und Echtzeit, Weinheim (VCH-acta humaniora), 1990, S. 29–72.

⁴ Jean-Luc Nancy, Das unendliche Ende der Psychoanalyse, in: Dieter Hombach (Hrsg.), Zeta 02 / Mit Lacan, Berlin 1982 (Rotation), S. 19; in der Auffassung von Geschichte als erfüllbarer Utopie hebt das Zeitliche als in sich unaufhebbares Moment sich auf: „Utopia ist aus der Melancholie an der Welt und ihrem Ungenügen entstanden und endet mit der Unmöglichkeit der Reflexion, dem Verbot der Melancholie und der Verheißung stabilen Glücks auf überschaubarem Raum.“ (Wolf Lepenies, Melancholie und Gesellschaft, Frankfurt/M., 1979, S. 192).

⁵ Jacques Lacan, Die Familie, in: Ders., Schriften III, Olten 1980, S. 91. In der Passage eines anderen Textes, in der es um die Unmöglichkeit der Objektivierung des psychoanalytischen Berichts geht, betont Lacan – ausgehend vom Dilemma der bisherigen Begriffe und Konzepte der Wiederholung: „Deswegen arbeite ich an dem verkannten Begriff der Wiederholung jenen Punkt einer immer verfehlten Begegnung, einer immer verpaßten Gelegenheit heraus. Die Funktion des Mißlingens steht im Mittelpunkt der analytischen Wiederholung. Immer wird das Rendezvous verpaßt – und das macht, in Hinblick auf die ‚Tyche‘ jene Vergeblichkeit der Wiederholung, ihre konstitutive Okkultation aus.“ (Jacques Lacan, Das Seminar, Buch XI, (1964), Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, Olten, 1978, S. 134).

Und doch wiederholt sich nie die Wiederholung ‚selbst‘. Nicht das Immergleiche kehrt zirkelschlüssig wieder. Vielmehr differiert die Wiederholung als zeitliche und gleichsam doppelgängerische Kluft in sich selber. Zwischen Ideal-Ich und Ich- Ideal resistiert ein uneinholbarer Entzug. Antizipation oder Vorwegnahme von Identität ist ein paradoxales Zeit-Zeichen: Noch-Nicht-Seiendes als ein Da-Seiendes einführen wie im Spiegelstadium verdankt sich einem ‚Sein von Nicht-Sein‘ (J. Lacan), d.h. einer konstitutiven Abwesenheit, die erst den gleichsam in sich rissigen Vorgriff erlaubt, der sich zurückwenden muß, um sich als erfüllbaren zu garantieren. Gegenwart des Ich als Rückkehr zu sich ist ohne Absenz, die hinzukommen muß, nicht denkbar. Folglich kann auch kein Schritt im Imaginären über seine Grenzen hinauskommen, wenn er nicht aus einem anderen Register hervorgehen würde.

Die Bewegung des Aufschiebens und Hinausschiebens, die in einer seltsamen Überschneidung von Hast und Zögern im Triebgeschehen sich bekundet, gilt – wie Jean-Marie Jadin gezeigt hat⁶ – für die Theorie des Technischen bei Freud nicht minder. Bereits der analytischen Technik der Deutung ist eine zeitliche Unschärferelation eigen: anfangs zu eilig und überhastet, unterbricht sie sich in vorweg unbestimmbaren Momenten, zögert und übersieht nicht vorab, wann sich ihr abschließender Moment eröffnet. Diese Skansion, die das Agieren suspendiert, ist jener Verknüpfung von Hast und Zögern geschuldet, die so artifiziell und sophistisch sich ausnimmt wie das gleichgeartete Gefangenensophisma, mit dem Lacan das chiasmatische Geflecht von Wiederholung und Annahme (im Doppelsinne des Wortes: Konjektur und Anerkennung) vorstellig werden läßt. Unter Rekurs hierauf und auf den inhärenten sophistischen Stil, der der psychoanalytischen Technik wie vielleicht der *techné* überhaupt – achtet man auf den antiken Sinn von *techné* und *machinare* als List der Verstellung und Entstellung – zukommt, setzt Jadin das temporale Gefüge der analytischen Deutungskunst mit der Geschichte ihrer Theoretisierung in Beziehung:

Die Aporie, daß man als Analytiker notwendig die ‚analytische Position‘ zu früh einnimmt, bis man – von den Skansionen, die ebenso die Assoziationen des Analysanten vor-geben, überrascht – die ‚Signifikanten der Wiederholung‘ entdeckt, charakterisiert auch den Prozeß der wechselvollen Theoriebildung Freuds: In der Werkgeschichte dominierte zwischenzeitlich die imaginäre Zeit der dualen Gegenseitigkeit, welche die Ausbildung von (seinesgleichen) Mitanalytikern, aber ebenso das Duell mit dem rivalisierenden Jung einschloß. Nach der – so Jadin – Suspension, die die Zeit der technischen Schriften markiert, kehrt mit dem *Jenseits des Lustprinzips* die in den frühen Schriften begonnene Annahme der Wiederholung – Grundgesetz der psychischen Realität – als ihre verschobene und differenzierte Anerkennung wieder.

Die psychoanalytische These von der Wiederkehr des Verdrängten gilt analog für diese selber. Aber jenseits einer linearen Chronologie von damals und jetzt, von ‚alt‘ und ‚neu‘, nimmt eine Wiederholung Platz, die weder als Erinnerung noch Reproduktion zu situieren ist. Sie ist je singuläres, ursprungsloses Wiederbeginnen. Dies gilt nicht nur für die Texte Freuds sondern auch für den Aufschub der ‚Diffreudierung‘ (N. Haas) von Lacan, von der aus erst die Relektüre der Freudschen Entdeckung eines uranfänglichen Zeitverlustes in der psychischen Realität möglich wird. Steppunkte dieses Verlustes als unhintergehbaren chorismos⁷ in den von Freud

⁶ Jean-Marie Jadin, Die psychoanalytische Technik und Lacans logische Zeit, in: A. Michels, P. Müller, P. Widmer (Hrsg.), Eine Technik für die Psychoanalyse? (Int. Kongress in Zusammenarbeit mit den Zeitschriften RISS und APERTURA, 20/21.10. 1990, Karlsruhe, S. 161–173 (Manuskriptfassung).

⁷ Vgl. Jacques Derrida, Chora, Wien, 1992 (Passagen).

beschriebenen Phänomenen der Wiederholung zu markieren, ist die Absicht des folgenden Exkurses.

In der Topik und Dynamik der Wiederholung, wie sie bereits einer vordergründigen Beobachtung der Psychogenese des Menschen zugänglich sind, begegnen wir einer Zeitlichkeit, die in der chronometrisch verräumlichten Zeit des sukzessiven Nacheinander nicht aufzugehen vermag. Ohne die ab ovo wirksame Dazwischenkunft eines zwispältigen Ver-/Lustprinzips wäre für den Menschen die Not des Lebens keine bzw. nur eine des Lebens. Was jedoch so wenig besagen würde wie irgendeine vitalistische oder gar lebensphilosophisch beschwörende Formel wie etwa: Das Lebendige ist das Lebendige und nicht das Tote. Das Leben – d.h. seine radikale Endlichkeit als ein unhintergebares Vorbeiseinkönnen – würde in solch selbstgenügsamer und tautologischer Definition ertränkt und gewönne keine Not-Wendigkeit. Diese aber artikuliert sich gerade in einem traumatischen Riß, den die zeitgenössische Philosophie (wie etwa die von Emmanuel Lévinas) als Paradoxie einer unvordenklich a-chronen bzw. dia-chronen Zeit der Brüche zum Focus ihrer Aufmerksamkeit⁸ macht.

Hiermit ist eine unvorstellbare Anteriorität und Alterität des Anderen angesprochen, die einer unverfügbaren und hetero-nomen Gabe der Zeit geschuldet ist, die *Es* gibt. Spurenelemente und Anhaltspunkte solchen Entzugs der Zeit findet Freud bereits in den Begleitumständen der Bedürfnisbefriedigung und der Einführung bzw. Beanspruchung der Distanz eröffnenden Mutter-Sprache im Lustspiel kindlicher Wiederholung, die beide ineinandergreifen: Nach der Geburt, instantan und von Mal zu Mal, wiederholt sich der Hunger, der nach Befriedigung ruft. Der Organismus des Säuglings, doch wohl zum Leben bestimmt, scheint an sich selbst gefährdet zu sein. Wegen der Vorzeitigkeit der Geburt hat das kleine Kind keinerlei Mittel, irgendeine Aktion in der Außenwelt zur Befriedigung des Hungerbedürfnisses, dessen Reize als Spannung erlebt werden, herbeizuführen. Hilflos dieser Not des Lebens ausgesetzt, bedarf das Kind fremder Hilfe. Und hier schon interveniert ein zeitliches Moment in der entwicklungsphänomenologisch scheinbar evidenten Abfolge: das primäre Erleben der Befriedigung erfolgt durch sekundäre Funktionen in Gestalt fremder Hilfeleistung, die nun als solche von dem auf diese angewiesenen Kind wiederherbeigesehnt wird. Paradoxes Ziel des Primärprozesses – der Freud zufolge den psychischen Apparat des Neugeborenen bestimmt – ist die Wiederherstellung einer Wahrnehmungsidentität, die ihrerseits erst im Prozeß der Wiederholung entsteht. Wie ist diese temporale Verzweigung genauer zu fassen?

In der Traumdeutung wie schon im Entwurf beschreibt Freud die signifikante Bewegung des Wunsches, die gemeinsam mit der Bedürfnisbefriedigung als deren unstillbar Anderes auftaucht. Die sogenannten ‚Körperbedürfnisse‘, die das Kind ‚hilflos zappeln und schreien lassen‘, rufen eine Antwort herbei, deren Anwesenheit fortan sein Begehren ausmacht: „... das Wiedererscheinen der Wahrnehmung ist die Wunscherfüllung, und die volle Besetzung der Wahrnehmung von der Bedürfniserregung her der kürzeste Weg zur Wunscherfüllung. Es hindert uns nichts, einen primitiven Zustand des psychischen Apparates anzunehmen, in dem dieser Weg wirklich so begangen wird, daß das Wünschen also in ein Halluzinieren ausläuft. Diese erste psychische Tätigkeit zielt also auf eine Wahrnehmungsidentität, nämlich auf die Wiederholung jener Wahrnehmung, welche mit der Befriedigung des Bedürfnisses verknüpft war.“⁹

⁸ Vgl. hierzu: Elisabeth Weber, Verfolgung und Trauma. Zu Emmanuel Lévinas' „Autrement qu'être ou au delà de l'essence“, Wien, 1990 (Passagen) sowie Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse, Nr. 39/40 – Das Andere Denken. Zur Ethik der Psychoanalyse, Kassel, 1992.

⁹ Sigmund Freud, Die Traumdeutung, GW II/III, S. 571.

Freud beschreibt die Verknüpfungen von Identität und Wiederholung, ohne allerdings die in sich differente Zeitlichkeit der Wiederholung als eine der Identität vorgängige zu bestimmen. Aber er umschreibt sie und ihre Effekte: das erste Mal wird zu einem ersten Mal, indem die Erinnerung an die gewesene Befriedigung, die ja unrettbar durch einen zeitlichen Abstand vergangen ist, durch das sie ermöglichende Dazwischentreten der Wiederholung zu einer wahrnehmbaren Identität – zu einem ‚Diesmal‘ führt, das als solches nun wiederkehren möge. Nachträglich erst läßt sich rekonstruieren, daß die Funktion der Wahrnehmungsidentität nicht von den referentiellen Qualitäten des Wahrgenommenen sich herleitet, sondern davon, daß es als wahrnehmbare Identität wiederholt werden kann. Anders gesagt: Das Wahrnehmungsbild ist nicht zu lesen als schieres Abbild von etwas, was es nur repräsentiert, sondern – wie es das Beispiel der abgelösten bzw. ablösbaren Brust der Mutter noch zeigen wird – als Re-Präsentation, d.h. als symbolische Gabe der Verweisung, die sich in den Anzeichen der Angewiesenheit auf den Anderen nur bekundet.

Der wieder-holende, re-präsentierende Wunsch setzt mithin die Abwesenheit realer Gegenstände als Bedingung seiner eigenen Möglichkeit voraus, als ein Ablösen von ihnen, um sie wiederum als anwesende oder abwesende plazieren zu können. Dieser Ausschluß ist keine Vertreibung ins Nichts, vielmehr signifikante Ur-Sache von Vorstellungen, die diesen vorgängigen Verlust von Gegenständlichkeit ihrerseits vorstellen – in Gestalt von Objekten, die die Präsenz des Uneinholbaren imaginieren bzw. phantasmatisch verkörpern. Die ex-zentrische Bewegung des Wunsches ist das Jenseits des Lustprinzips, d.h. das Prinzip einer psychischen Realität, die nicht mit der selbstvergewissernden Wahrnehmung und erst recht nicht mit einer dank ‚genitaler Persönlichkeitsreife‘ zu erreichenden Übereinstimmung mit der sog. ‚äußeren Realität‘ zu verwechseln ist: „Das Realitätsprinzip wird im allgemeinen durch jene simple Feststellung eingeführt, daß, wenn man allzusehr nach seiner Lust strebt, alle möglichen Malheure passieren – man verbrennt sich die Finger, man fängt sich einen Tripper, man bricht sich den Hals. So schildert man uns die Genese dessen, was man das menschliche Lernen nennt. Und man sagt uns, daß das Lustprinzip sich dem Realitätsprinzip widersetzt. In unserer Perspektive gewinnt das offenkundig einen anderen Sinn. Das Realitätsprinzip besteht darin, daß das Spiel weitergeht, das heißt, daß die Lust sich erneuert, daß der Kampf nicht aus Mangel an Kämpfern aufhört. Das Realitätsprinzip besteht darin, uns unsere Lüste zu verschaffen, jene Lüste, deren Tendenz gerade die ist, zum Aufhören zu kommen.“¹⁰ Das Realitätsprinzip liegt nicht darin, wie Freud unterstreicht, „...ein dem Vorgestellten entsprechendes Objekt in der Wahrnehmung zu finden, sondern es wiederzufinden“¹¹.

Das Moment der Sprache nun, welches die Alternanz von Anwesenheit und Abwesenheit zu artikulieren vermag, ist in nuce bereits dem verlangenden Schrei des Kindes eingeschrieben. Dessen offensichtliche Ohnmacht ist nicht die einer existentialen Monade, die sich an der verschlingenden Leere ihres universellen Zweifels ergötzt, vielmehr eine Botschaft an den anderen, die von ihm auf es zurückkommt: „Nehmen wir an, das Objekt, welches die Wahrnehmung liefert, sei dem Subjekt ähnlich, ein Nebenmensch. Das theoretische Interesse erklärt sich dann auch dadurch, daß ein solches Objekt gleichzeitig das erste

¹⁰ Jacques Lacan, Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse (Das Seminar Buch II), Olten, 1980, S. 112.

¹¹ Sigmund Freud, Die Verneinung, GW XIV, S. 14.

Befriedigungsobjekt, im fernerer das erste feindliche Objekt ist, wie die einzig helfende Macht. Am Nebenmenschen lernt darum der Mensch erkennen.“¹²

Der Schrei als Bezug auf die den Hunger befriedigende Brust artikuliert deren phantasmatische Zwiespältigkeit: dem eigenen Körper zugehörig und doch fremd. Indem nun das Subjekt der Präsenz des Objekts als solcher Aufmerksamkeit verleiht, präsentiert es sich selbst im Gegenzug als Objekt virtueller Aufmerksamkeit. Die Anwesenheit führt also in ihrer eigenen Bahn eine sie ausschliessende Abwesenheit mit sich, die unzugänglich bleibt: der Neben-Mensch als Ort einer stets aufgeschobenen Kluft. Von Ihm – dem ‚unvergeßlichen Anderen‘ (Freud) – erhalten wir die Wörter, die unser Leben, damit es beweglich bleibt, durchschneiden. Der Wunsch nach der ‚abgelösten‘ Brust, in deren realer Abwesenheit das Subjekt sich als ein anzuerkennendes wiederfinden kann, wird zum Objekt des Wiederfindens selbst: Bemühen um die Wiederherstellung einer verlorenen Genügsamkeit, die als absolutes (d.h. bedingungsloses) Objekt unwiederbringlich fehlt. Dieses versagte Wiederfinden ist strukturiert wie die Ek-sistenz der Sprache, die jedes Schema linearer oder zirkulärer Zeit unterbricht:

„Die Sprache bewirkt, daß das Sein, bevor es eine Kopula ist, Rückkehr, Wunsch nach Rückkehr ist. Denn ein reales Objekt hat schließlich, um auf den Organismus einzuwirken, nicht nötig, symbolisiert zu werden, auch nicht, daß das Subjekt irgendetwas von ihm weiß. Anders gesagt, die Tatsache, daß es real ist, genügt nicht, damit es sei. Das Reale genügt sich: es geht der Kenntnis voraus. Doch die Sprache hat zur Folge, daß sich eine Kenntnis des Seins als solches nicht herstellt, sondern jeder Kenntnis vorausgeht: Das Objekt ist, vor jeder Erkenntnis seiner Realität. Wie alles, was ist, muß es an den Platz kommen, wo es erwartet wird und wo es dieses und jenes, und durch eine nutzlose, doch notwendige Verdoppelung, dieses oder jenes selbst ist. Und das, was ist, ist notwendig wahr und gleich wahr. Seltsamerweise, denn das Sein entfaltet sich zunächst in der Dimension der Fiktion. Weil es Sein nur für ein sprechendes Subjekt gibt und weil das gesprochene Wort nicht das Reale, sondern nur die Sprache voraussetzt.“¹³

Zeittheoretisch zugespitzt, bedeutet dies, daß ein vorgängiger Schnitt das Reale markiert und dessen instantan aufklaffende Zwiespältigkeit setzt: dasjenige, was aus der real genannten Welt eine Welt macht, bedarf des Ausschlusses des Realen als solchen. Kein Platz ohne ihn bedingenden Platzwechsel. Das Alibi des Realen hat keinen Ort, es bleibt ver-ortet, will sagen: nicht positioniert: „Das Reale selbst als Leere verschwindet. Ohne je erschienen zu sein. Es hinterläßt einfach nur Spuren.“¹⁴ Aber kehren wir – in leicht verschobener Perspektive – noch einmal zum nur scheinbar dyadischen Bezug von Mutter und Kind zurück:

Bereits in der mit der Ablaktation einhergehenden Not der Entwöhnung verbirgt sich eine weitere: nämlich die Notwendigkeit, das Feld der Bitte an die Mutter als solches zu bewahren, da die Befriedigung des Wunsches nach der Mutter das Ende der Bitte an den anderen bedeuten würde, einer Bitte, die mit dem Schrei anhebt und erst im Austausch der Worte ihren Charakter als unbedingten Anspruch zugunsten eines Begehrens verliert, welches als amor interruptus der Unerreichbarkeit des Objekts geschuldet ist. So ängstigt das Kind nicht der pure Wechsel von Gegenwart und Anwesenheit der Mutter, sondern vielmehr, wenn diese es nicht verläßt, wenn

¹² Sigmund Freud, Entwurf einer Psychologie (1895), in: ders. Aus den Anfängen der Psychoanalyse, Frankfurt a. M., 1975, S. 337.

¹³ Moustafa Safouan, Die Struktur in der Psychoanalyse. Beitrag zu einer Theorie des Mangels, in: F. Wahl (Hrsg.), Einführung in den Strukturalismus, Frankfurt a. M., 1973, S. 276.

¹⁴ Alain Juranville, Lacan und die Philosophie, München, 1990 (Boer), S. 110.

der Mangel der Abwesenheit dem Kind mangelt, d.h. als dieser keine Stütze findet. Die Metamorphose der Mutter-Kind-Beziehung – in ihrer apriorischen Verschränkung von Sprache, Zeit und Körper – schildert uns das berühmte und weiterhin rätselhafte Fort-Da-Spiel. Es ist ein Wort-Spiel, das in seinem Austausch von Worten bzw. Phonemen in Anspruch nimmt, sich dem Begehren als in der Engführung durch den signifikanten Körper der Sprache positioniertem auszusetzen. Von vordergründigen Theorien des Spiels, die nur den ökonomischen Gesichtspunkt des Lustgewinns (Minimalisierung unlustvoller Spannung) betonen, wendet Freud sich ab und dem rätselhaft wiederholten Tun zu, mit dem das Kind sich für das Fortgehen der Mutter entschädigt. Das Spiel besteht aus zwei bzw. drei Teilen, die zu unterscheiden wichtig sind, will man nicht der Freudschen Irritation, daß Unlustvolles wiederholt werden will, aus dem Wege gehen. Das erste Spiel:

„Dieses brave Kind zeigte nun die gelegentlich störende Gewohnheit, alle kleinen Gegenstände, deren es habhaft wurde, weit weg von sich in eine Zimmerecke, unter ein Bett usw., zu schleudern, so daß das Zusammensuchen seines Spielzeuges oft keine leichte Arbeit war. Dabei brachte es mit dem Ausdruck von Interesse und Befriedigung ein lautes, langgezogenes o-o-o-o hervor, das nach dem übereinstimmenden Urteil der Mutter und des Beobachters keine Interjektion war, sondern ‚Fort‘ bedeutete. Ich merkte endlich, daß das ein Spiel sei, und daß das Kind alle seine Spielsachen nur dazu benützte, mit ihnen ‚fortsein‘ zu spielen.“¹⁵ Das zweite Spiel nun gibt sich enigmatischer: „Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich herzuführen, also Wagen mit ihr zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so daß sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles o-o-o-o und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen ‚Da‘. Das war also das komplette Spiel, Verschwinden und Wiederkommen, wovon man zumeist nur den ersten Akt zu sehen bekam, und dieser wurde für sich allein unermüdlich als Spiel wiederholt, obwohl die größere Lust unzweifelhaft dem zweiten Akt anhing.“¹⁶ Gewiß bemächtigt sich das Kind, wie eine vorschnelle Deutung nahelegt, des Gehens und Wiederkommens der Mutter, indem es das Spiel von An- und Abwesenheit inszeniert – hierin zweifelsohne dem imaginären Modus der Rivalität oder Rache verhaftet. Aber auf welche Weise bzw. in welchen terms wird diese Inszenierung begriffen? Ist die Holzspule – im naiven Sinne einer realistisch sich dünkenden Objektsprache – schlichter Stellvertreter der Mutter, ein natürliches Objekt als gleichwertiger Ersatz einer ebenso natürlichen Instanz, für die die Mutter gemeinhin gehalten wird?

Liest man genauer, entdeckt man die temporale Funktion der Holzspule in beiden Teilen des Spiels, nämlich, daß sie nicht schlicht alternierend die vorgegebene Zeitgestalt der Anwesenheit (die ‚Lust‘ eines ‚Da‘) und dann die zeitliche Figur der Abwesenheit (die ‚Unlust‘ eines ‚Fort‘) vertritt. Vielmehr werden dem ‚Fort‘ wie dem ‚Da‘ wechselweise Lust und Unlust zugesprochen, m.a.W.: Das Spiel der Holzspule wiederholt – wie Norbert Haas präzise entwickelt hat¹⁷ – den ‚Chiasmus von Lust und Unlust‘. Und da das zweite Moment, die Wiederholung des unlustvollen Fortgehens für sich allein das wichtigere und ‚ungleich häufigere‘ Spiel ist, wird

¹⁵ Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, GW XIII, S. 12.

¹⁶ Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, S. 12/13.

¹⁷ Norbert Haas, *Fort/Da als Modell*, in: D. Hombach (Hrsg.), *Mit Lacan*, S. 29–46. Der Chiasmus von Lust und Unlust, der das unbekanntere ‚X‘ der Freudschen Metapsychologie übersetzt, ist der Steppunkt des Schwindens des Subjekts, oder anders: der „Nullpunkt des Begehrens“ (N.Haas), der das differentielle Spiel von An- und Abwesenheit darstellt und dessen Effekt erst die Wahrnehmung von Präsenz ist.

deutlich, daß das Spiel die Anwesenheit einer vorgestellten Abwesenheit konturiert: „Das Ensemble der Aktivität symbolisiert die Wiederholung, aber nicht die Wiederholung eines Bedürfnisses, das nach der Rückkehr der Mutter rief, was sich einfach im Schrei ausdrücken würde. Es geht vielmehr um die Wiederholung des Fortgehens der Mutter als Ursache für eine Spaltung im Subjekt – die durch das alternierende Spiel des fort-da, das ein hier oder da ist, überwunden wird und das in seinem Alternieren nur das fort eines da meint und das da eines fort. Das Spiel meint wesentlich das, was, weil vorgestellt, nicht da ist – Repräsentanz der Vorstellung.“¹⁸ Weiterhin trennt sich das Kind, das die Gegenstände wegwirft, fort sein läßt, eben darin von sich selbst, genauer: von dem imaginären Charakter seines Spiegelbildes, das es verschwinden läßt und dadurch seiner symbolischen Entfremdung sich zu nähern vermag: „Als eines Tages die Mutter über viele Stunden abwesend gewesen war, wurde sie beim Wiederkommen mit der Mitteilung begrüßt: *Bebi o-o-o-o*, die zunächst unverständlich blieb. Es ergab sich aber bald, daß das Kind während dieses langen Alleinseins ein Mittel gefunden hatte, sich selbst verschwinden zu lassen. Es hatte sein Bild in dem fast bis zum Boden reichenden Standspiegel entdeckt und sich dann niedergekauert, so daß das Spiegelbild ‚fort‘ war.“¹⁹

Das heißt, daß das kindliche Spiel die Funktion der Worte herbeiholt, die ja als verweisende Zeichen eine Anwesenheit darstellen, die auf der Abwesenheit von Objekten gründet, um diese (be-) nennen zu können. In der Modulation von Anwesenheit und Abwesenheit wird gleichsam die signifikante Dimension der Sprache entdeckt, in der allein das Universum der Dinge erscheinen kann. Das zwischen-zeitliche Verschwinden der Holzspule ermöglicht die Identifizierbarkeit bzw. momentane Dauerhaftigkeit von Objekten. Dieses konstitutive fading bewirkt, daß die Objekte nicht mehr bloß den Status dinglicher Trugbilder im Focus einer imaginären Einheit, die jener des Kindes ähnlich wären, haben, sondern durch ihre Benennung den zeitlichen Index der Verschiebbarkeit erhalten, die derjenigen des benennenden Subjektes korreliert: „Das *percipi* des Menschen vermag sich nur innerhalb einer Zone der Benennung zu halten. Durch die Benennung läßt der Mensch die Objekte in einer gewissen Konsistenz bestehen. Stünden sie nur in einer narzißtischen Beziehung zum Subjekt, dann würden die Objekte nur in instantaner Weise wahrgenommen. Das Wort, das Wort, welches benennt, ist das Identische. Das Wort entspricht nicht der räumlichen Distinktion des Objekts, die immer bereit ist, sich in einer Identifikation mit dem Subjekt aufzulösen, sondern seiner zeitlichen Dimension. Das Objekt, einen Augenblick konstituiert als ein dem menschlichen Subjekt Ähnliches, ein Double seiner selbst, zeigt dennoch einen gewissen Permanenzaspekt durch die Zeit hindurch, der nicht unendlich dauerhaft ist, denn alle Objekte sind vergänglich. Diese Erscheinung, die eine gewisse Zeit andauert, ist streng nur durch Vermittlung des Namens erkennbar. Der Name ist die Zeit des Objekts.“²⁰

Hierin liegt also noch ein weiteres Moment im Spiel des Kindes, das die ab-gründige Dynamik der Tribschicksale überhaupt durchzieht: In dem freudigen Spiel, ein Objekt aus dem Gesichtsfeld zu werfen und nach dessen Wiederfinden das Wegwerfen selber endlos zu wiederholen, finden wir die Not der Entwöhnung wieder, so aber, daß deren Leiden im symbolischen Spiel nun sich nochmals ereignen, aber eben nun als sublimierte Vorstellung eines traumatischen „absoluten Fort“, das hierin seine Stütze findet. Diese symbolische Bewegung des Subjektes, die seine in sich womöglich erstarrende imaginäre Selbstversicherung durchkreuzt,

¹⁸ Jacques Lacan, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 69.

¹⁹ Sigmund Freud, Jenseits des Lustprinzips, S. 13 (Fußnote).

²⁰ Jacques Lacan, Das Ich in der Theorie Freuds, S. 217.

sub-sistiert jedem Versuch, jenes Subjekt auf festem Grund zu verankern: „Kein fort ohne da, ohne Dasein, wenn man so sagen kann. Aber, im Gegensatz zu dem, was die gesamte Phänomenologie der Daseinsanalyse als radikalen Existenzgrund begreifen will, gibt es kein Dasein mit dem fort. Das heißt, man hat keine Wahl. Wenn sich das kleine Subjekt im Spiel des fort-da übt, so übt es sich doch nicht ein, denn kein Subjekt wäre imstande, die radikale Artikulation in den Griff zu bekommen. Es übt sich mit Hilfe einer kleinen Spule, das heißt, mit dem Objekt a. Und die Funktion dieser Übung mit dem Objekt bezieht sich auf die Entfremdung und nicht auf eine angebliche Beherrschung, bei der nicht zu erkennen wäre, was mit einer unbestimmten Wiederholung gewonnen wäre. Indessen bringt diese unbestimmte Wiederholung das radikale Schwanken des Subjekts an den Tag.“²¹

Wir sahen also, daß der Wunsch nach der Mutter, deren symbolisierte Absenz durch das Spiel des Kindes dieses zugleich in die symbolische Ordnung verwob, dem Kind weiterhin undurchsichtig bleibt, da es nicht weiß, was diese begehrt. Die Asymmetrie schreibt sich fort als Entzug in dem, was man gemeinhin die Stadien der psychischen Entwicklung nennt. Aber in den oralen, analen, phallischen und genitalen Bezügen zum Körper als erogenen Zonen der Verschiebbarkeit des Triebes wird man keine Stufen einer angeblichen Selbstbeherrschung dingfest machen, wohl aber die kontingenten Metamorphosen der Unbedingtheit und Abgelöstheit des Begehrens in seinen Verschlingungen entdecken können. Hier freilich ging es uns lediglich um das Vorfeld der Bestimmungen der psychoanalytischen Redekur als einer ‚Reise zum (Ab-) Grund der Wiederholung‘ (G. Deleuze)²². Die Wiederholung ergab keinen geschlossenen Kreis, sondern einen zwiespältigen Riß im Ego. Seine Zeit ist eine, wie Hölderlin sagt, die sich nicht reimt, sondern den Menschen zäsuriert.

Im Spielraum des Verlusts, den das Begehren umkreist, instaurieren sich Wiederholungen als ihre eigenen, end-los verschobenen Ersatzbildungen: was nicht erinnert werden kann, wiederholt sich im Benehmen. Was hiervon die Psychoanalyse zu (er-) zählen vermag, ist die je besondere Kontingenz biographischer Einprägungen. Was dem Einzelnen als Symptom zufällt, ist der Zusammen-Schnitt von Wiederholungen – ihr vergeblicher Zwang. Diesen anamnestisch wieder hervorzubringen, entbindet heilsam die Wiederholung vom Wiederholten²³. Die Wiederholung distanziert sich, und die Psychoanalyse bleibt in Differenz. Die Zeit jedoch, die man sich hierfür nimmt, aber nicht hat, also zuläßt, ist wie das Wort ‚Zeit‘ – als Wort nämlich Entzug von Bedeutung: „Das Wort verweist nur, indem es verwaist.“²⁴

²¹ Jacques Lacan, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 251.

²² Vgl. ausführlich: Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München, 1992 (Fink), bes. S. 15–48 und S. 130–153.

²³ „Die Wiederholung ist Bewegung der Metonymie und damit auf dem Wege der unablässigen Verschiebung zugleich Suche nach der ursprünglichen Einzigkeit.“ (Hans-Dieter Gondek, Angst, Einbildungskraft, Sprache. Ein verbindender Aufriß zwischen Freud, Kant, Lacan, München, 1990 (Boer), S. 164/165; vgl. weiterführend zu diesem Thema das gesamte Kapitel II dieses Buches (‘Zeit, Selbst und Ich – Kants Transzendentalphilosophie’), S. 88–190).

²⁴ Werner Hamacher, Die Sekunde der Inversion. Bewegung einer Figur durch Celans Gedichte, in: Paul Celan (hrsg. v. W. Hamacher und W. Mennighaus, Frankfurt a. M. 1988, S. 94).